

Nr. 13. Bromberg, den 16. Januar 1929.

Eliza.

Roman von **Rudolph Stratz.**

(12. Fortsetzung.)

„Die Marschallin wird es sofort ihrem Mann erzählen! Der General Soult wird es postwendend dem Kaiser berichten!" stöhnte, im Wandelgang draußen durch das Gedränge der Aufbrechenden wankend, der Kammerkalkulator Mühlmeister. Juel Wisselinck zupfte den kleinen Mann lachend am Haarbeutel.

„Mache der Herr daheim in die Hosen!" riet er. Er drückte ringsum Freundeshände. „Wo ich war? Nichts Besonderes! Ich habe einen Lord von Kolberg nach Frankfurt geschafft. Und wie uns im letzten Morgengrauen, von einem Schloß im Odenwald her, ein einbeiniger Kroat und ein Kaffeeschmuggler glücklich über die Zeil, vor der Konstablerwache, in die Judengasse hineingepatscht haben, da nimmt mir der gute Lord vor dem Haus von Mayer Amschel Rothschild plötzlich das Ehrenwort ab, ihn weiter nach Wien zu begleiten! Zu mir allein habe er Zutrauen, wo doch so viele Engländer unterwegs, dank Napoleon, spurlos verschwinden! Und da der Lord mit seinen Geldern der Krieg selber ist, den Österreich nämlich über kurz oder lang von neuem gegen den Bonaparte anfangen wird, so mußte ich ihm den Gefallen tun. Nun — und dann bin ich von Wien wieder hierher!"

„Und jetzt schau', daß du von hier ungerupft in die frische Luft hinauskommst!" sagte der sanfte Theologe Daniel Knittelius, der einen viel zu langschößigen Pastorenrock seines emeritierten Großvaters trug. Selbst der Raufbold, der Rechtsbeflissene Christof Halbritter — genannt der böse Christ — die Mütze schief auf dem Kopf, in einem kurzen, polnischen Rock, drängte:

„Lasse doch die französischen Offiziere dort beisammenstehen und dich bekieken! Kümmer' dich nicht um die Kerle!"

Aber da trat schon aus dieser Gruppe von Theaterbesuchern ein Kapitän vor Juel Wisselinck hin. Er tippte sich mit dem Zeigefinger auf den dunkelgrünen, über der weißen Weste rundgeschnittenen Rock der Jäger zu Fuß und frug in leidlichem Deutsch:

„Was 'aben Sie ssu ssmeißen auf diss 'abit?"

„Nicht auf Ihr Habit, sondern auf meinen Landsmann darunter!"

„Was 'at er Ihnen getan?"

„Was würden Sie tun, wenn in Paris einer Ihrer Landsleute in der preußischen Uniform von Roßbach auftreten würde?"

Der Franzose überlegte einen Augenblick, zuckte die Achseln, machte kehrt und entfernte sich mit seinen Kameraden. Der blaublütige Hörer der Cameralia von Dörnholz, der einzige unter den Studenten, der à la Mode, in einem flaschengrünen Frack und taubengrauen Hosen, ging, sagte zu dem Kandidaten Wisselinck, während sie alle in das Spätherbstdunkel hinaustraten:

„Nimm dich in acht! Übernachte heute nicht in deiner Kammer am Fischmarkt! Penne lieber bei mir! Wie? Du hast einen unaufschiebbaren Brief abzufertigen? Gut! Du findest auf meinem Schreibpult alles, was dir nottut!"

Der von Dörnholz schichtete, in der kerzenhellen, wohlgeheizten winterlichen Stadtwohnung seiner landgesessenen Familie dem Freund die wappengeschmückten Briefbogen und die gespaltenen Gänseschwungfedern und putzte das Wachslicht und versorgte ihn mit Streusand, Rotsiegel und Petschaft. Die anderen Studiosen waren mit die Stiege hinaufgepoltert. Sie saßen im Nebenraum rittlings auf den Stühlen, in Hemdsärmeln, die langen Pfeifen im Mund, schluckten steifen, bernsteinfarbenen, rauchenden Grog und schnalzten die Spielkarten auf den Tisch. Der böse Christ blinzelte grinsend über die Schwelle.

„Der Wisselinck malt mit ganz verklärtem Gesicht an seiner Epistel!"

„Oh — ehrt seine süßen Geheimnisse, Brüder!" mahnte sanft der lange Daniel in der Löwengrube, der Gotteskandidat Knittelius. Juel Wisselinck achtete nicht auf die Burschen nebenan. Er führte weltverloren den leise, wie von unsichtbaren Flämmchen knisternden Kiel über das jungfräulich weiße Blatt.

„. . . Ich melde Ihnen, teure Freundin, das heute mit Gottes Beistand vollbrachte Ende meiner Reise. Mögen diese Zeilen, Eliza, ebenso den Weg zu Ihren schönen Händen und zu Ihrem noch schöneren Herzen finden, wie hoffentlich die Briefe, die Ihr Freund Ihnen aus Frankfurt, aus Wien, aus Breslau sandte . . ."

„Juel — Mensch . . . bist du verschossen, daß du wie ein gestochenes Kalb die Augen verdrehst?" schrie aus der Nebenstube durch den Dampf von Punsch und Tabak der litauische, angehende Medikus Kejstut. Der wilde Christof Halbritter klatschte sich wiehernd auf den Schenkel.

„Er hat sein Herz an eine Marjell am Rhein verloren!"

Der Kandidat Wisselinck machte nur eine geistesabwesende Handbewegung, als ob er ein paar Brummfliegen verscheuchte. Er tauchte wieder den spitzgeschnittenen Kiel in das Tintenfaß.

„Eliza! . . . Ich nenne Sie so — trotz der unüberbrückbaren Kluft des Standes und der Geburt, die uns trennt — ich nenne Sie Eliza — mit dem Recht, das Sie mir gaben, als wir vor langen Monden, an jenem unvergeßlichen, langen, blauen Sommertag unter den schattigen Buchen Ihres Schlosses uns plötzlich ansahen und Freundschaft miteinander schlossen! Wie kurz war dieser lange Tag — wie rasch der Abend da, an dem mich die patriotische Pflicht in die Nacht hinaus — in die Ferne trieb . . ."

„Hand aufs Herz, Juel! Wie heißt die artige Mamsell?"

„Was hat die Jungfer für eine Profession?"

„Vermelde ihr, deine Freunde hier trinken in geziemender Ehrfurcht die Gesundheit des göttlichen Kindes!"

„Dieser Tag, Eliza, an dem unsere Seelen sich fanden", schrieb Juel Wisselinck, unbekümmert um das Hallo nebenan, „steht für mich einsam, leuchtend, in der Nacht der Zeit, wie fern drüben der Leuchtturm von Brüsterort überm Meer. Von diesem Tag ab rechnet erst mein Leben, seit ich weiß, daß etwas Ihrer Artung auf Erden lebt und möglich ist! Ach — diese Worte wehen kalt wie polnischer Wind . . . Meine Feder spreizt sich. Sie möchte andere Chiffern auf das Papier werfen — Flammenzeichen meines brennenden Herzens . . . Geständnisse deß, wovon mein Herz voll ist . . ."

„Wisselinck, wann ist Hochzeit?"

„Ich segne euch ein, wenn ich bis dahin schon ein bestallter samländischer Hungerpfarrer bin!" versprach der fromme Knittelius.

„Und ich steh' Gevatter beim ersten Jungchen!" schrie Christof, der Raufbold. Juel Wisselinck wendete das Blatt.

„. . und wovon auch Ihr Herz voll war — Eliza — ich weiß es wohl — als wir am Abend jenes unvergeßlichen Tages von einander Abschied nahmen. Ihre dunklen Augen sprachen mehr als Ihr Mund! Ihre Blässe — Ihr Händedruck verrieten, was Scheu und Stolz noch nicht offenbaren wollten. Das war ja alles so kurz! Die Zeit riß uns auseinander, ehe wir uns auf uns selbst besinnen konnten. Ich ging und wußte, daß ich Sie liebe —“

Die Türe flog auf. Der Scholar Sandkuhl trug den feuchten Hauch der Herbstnacht in seinem dicken Wollmantel mit sich, den er über den nächsten Stuhl schmiß, die Pelzkappe daneben.

„Ich bringe eine saubere Post!“ sagte er. „Ich war auf Wisselincks Kammer am Fischmarkt! Wo steckt er?“

„Da schreibt er! Stör' ihn nicht!“

„. . . und ich wußte auch, daß ich Ihnen, Eliza, nicht ein gleichgültiger Fremder von geringem Stande geblieben war! Sie konnten es nicht verbergen — Sie wollten es nicht. Das Schwanken Ihrer Stimme, das Zittern Ihrer Glieder riß die Schranken des Geblüts zwischen uns beiden nieder. Es wehte etwas vom Rhein her über uns — von jener großen Umkehr aller Dinge, die in Frankreich alle Menschen einander gleich machte!“

„Ich muß den Wisselinck alarmieren!“

„Verzieh' ein Schnapschen lang, Sandkuhl! Er ist gleich am Ende!“

„Seitdem habe ich keine Post mehr von Ihnen — Eliza — konnte ich auf der Reise keine erhalten. Denn Sie kennen ja nur mein Königsberger Quartier, das ich Ihnen aufgab. Ich fand hier keinen Brief von Ihnen vor, auf den ich glühend hoffte. Werde ich je noch einen Brief von Ihnen erhalten? Wird er die Bande neu knüpfen, die sich auf der Bank unter der tausendjährigen Eiche von Krähenstein, an jenem Sommernachmittag, um uns schlangen? Oder war das nur der betrügerische Traum eines Sommertags zwischen der Reichsgräfin und eines Hufschmieds Sohn? Eliza . . . Ich beschwöre Sie: Reißen Sie mich aus der Ungewißheit Ihres Schweigens . . .“

„Finis, Wisselinck! Schließe: ‚Tausend Küßchen, mein Katzchen, Dein Juel!‘ . . .“

„Also merk's, Wisselinck!“ Der wilde Sandkuhl trat über die Schwelle. „Vor deiner Spelunke am Fischmarkt stehen französische Posten! Man wird dich verhaften, sowie du heimkommst!“

„Grüße den Marschall Soult“, der Kandidat faltete den Brief und siegelte ihn an der trübe flackernden Kerze, „. . . und er möge sich das Warten nicht verdrießen lassen!“

„In wenigen Tagen ziehen die Franzosen ohnedies aus Königsberg ab!“ rief der böse Christ. „Bei allen hohen Offizieren nageln sie schon die Kisten mit dem gestohlenen Silber!“

„Und unterdessen, Wisselinck, retiriere du dich, wie du gehst und stehst, über die Nehrung hinüber in das unbesetzte Memeler Land!“ Der von Dörnholtz schellte nach seinem Bedienten. „Ich bringe dich selber mit meinen beiden litauischen Katzen bis hinüber nach Cranz! In einer Viertelstunde bist du unterwegs!“

„Unter einer Bedingung!“ Juel Wisselinck stand am Sekretär und schrieb die Adresse.

„Da gibt es kein Fackeln! Vorwärts!“

„Du bist Edelmann!“ Der andere dämpfte seine Stimme. „Du wirst verstehen, daß dieser Brief, den ich dir hier anvertraue, von dir persönlich, ohne fremde Augen, dem Postschreiber zu Händen gegeben werden muß. Versprichst du das?“

„Gewiß doch, du verliebter Schäfer!“ Der ostpreußische Junker lachte und nahm das vierfach gefaltete und petschierte Schreiben. Er las die Aufschrift: „An Ihre hochgräfliche Exzellenz, des heiligen römischen Reiches Gräfin Eliza von Praunheim-Krähenstein auf Krähenstein.“ Er sah den Kandidaten an. Er sagte nichts. Er wurde sehr nachdenklich. Er war ein aufgeklärter junger Mann von Stande. Er verkehrte mit Vorliebe mit Bürgerlichen. Aber jetzt graute ihm doch einen Augenblick vor der neuen Zeit . . .

„Lasse die Pferdchen anspannen!“ befahl er dem eingetretenen Bedienten. Und zu Juel: „Zieh dich warm an, am Haff pfeift der Wind!“

Sturmwandernde Schaumkämme auf der Ostsee. Weißes Möwengeflatter über den schwarzen Trümmern kriegsversengter Dörfer. Wehendes Riedgras auf gelb zerklüfteten Dünen. Der Kandidat Wisselinck hatte schon die Bernsteinbaggereien der Kurischen Nehrung hinter sich. Am Sandkrug stieg er aus dem Wagen und ließ sich nach Memel hinüberrudern. Sonst war die kleine, nordischste Stadt Preußens nur durch das Brackwasser ihres Hafens und seine Holzflöße vom Njemen, seine Heringsbarken, seine Segler voll litauischen Getreides mit der weiten Welt da draußen verbunden. Seit einem halben Jahr war sie Preußen selbst. Hier wohnten der König und die Königin in Stuben, durch deren bleigefaßte Scheiben der Nordost bis in die Betten blies. Hier schoben in Mägdekammern die alte Oberhofmeisterin und die jungen Hofdamen sich zähneklappernd selber die Fichtenscheite in den Ofen. Hier triefte Schnee und Regen in die ausgeräumten Flunderschuppen, in denen Generale und Exzellenzen biwakierten. Unter diesen niederen Dächern arbeiteten die höchsten Behörden des alten Preußenstaats und hielten Posten seiner letzten Regimenter — die Grenadiere Reinhardt in ihren hohen blau-scharlachenen Mützen, die Musketiere von Schöning, die Rembowschen Füsiliere — davor die Wache.

Der Geheimrat Graf von Möllenbeck, ehemals Mitglied des preußischen Generaldirektoriums trat, wenn er von seinem Schloß Mariengarten nach Memel hinüberkam, dort in der schlichten Stube des Handlungsbuchhalters Speisiger ab. Seine Exzellenz sei noch nicht von einer Visite bei dem neuen Herrn dirigierenden Minister zurückgekehrt, meldete der Bediente, der dem Kandidaten Wisselinck den wassertröpfelnden Wettermantel abnahm. Aber gleich darauf erkannte Juel Wisselinck draußen auf der Straße, zwischen hochgeschlagenen Kragenklappen, den strengen, grauäugig klugen Kopf seines Gönners, mit der eigenwilligen Wölbung des Kinns und den feinen, durchgeistigten Lippen des achtzehnten Jahrhunderts.

Dieser Große in Ostpreußen hielt sich ehrerbietig zur Linken seines Begleiters. Das war ein stämmiger, mittelgroßer Fünfziger. Er hatte, wie um sich trotz der fegenden Graupelschauer Luft zu machen, den braunen Leibrock über der starken Brust aufgeknöpft. Herrisch sprang, unter breiter Stirn, eine mächtige Nase über den festgeschlossenen, unbeugsamen Mund. In den Augen brannte ein braunes Feuer. Er verabschiedete sich mit einem festen Händedruck. Sein Gang, seine Kopfhaltung waren gesammelte, hitzige Kraft. Der Graf Möllenbeck blickte ihm lange nach und trat dann in das Haus.

„Keine Exküsen, Wisselinck, daß Sie ohne meine Genehmigung den Lord March nach Wien brachten!“ sagte er. „Sie taten recht! Wer für das allgemeine Wesen sich in Gefahr begibt, tut immer recht. Dies wird, von jetzt ab, die Aufgabe für uns alle sein! Und wie haben Sie sonst gelebt? . . . Sie scheinen mir zuversichtlicher geworden als bei Ihrem Abgang! Ihr Blick heller! Sie tragen sich freier in den Schultern . . .“

„Ich habe viel auf dieser Reise gehört, Exzellenz — aber vor allem ein Wort in Kolberg: Preußen ist nicht arm! Preußen ist reich! Preußen ist viel reicher, als es glaubt! Es nutzt nur seinen Reichtum nicht, weil es ihn nicht kennt! Es nutzt seine Bürger nicht!“

„Und seine Bauern nicht — und vieles andere nicht — mein Sohn!“

„In Kolberg — Exzellenz — habe ich preußische Bürgertugend gesehen! Am Rhein sah ich deutsche Bürgerschmach! Ich sah in Frankfurt den Maueranschlag des Bürgermeisters zu Ehren Bonapartes: ‚Mit Unterwerfung verehren wir den mächtigen Willen des großen Monarchen!‘ Und in mir schrie es: Entdeckt Preußens Bürger! Nutzt ihre patriotische Kraft für die Nation! Oh — ich weiß: ich rede dreist — allzu dreist — Exzellenz! Meine Sprache ist die eines Jakobiners . . .“

„Wir müssen jetzt alle Jakobiner werden — auf unsere Art, Wisselinck!“

„Diese Kraft, Exzellenz! . . . Ich fühle in mir — seit Kolberg — die Kraft von Tausenden, von Hunderttausenden von Untertanen meiner Art, die man bisher vom Staate fernhielt . . .“

„Jeder ist jetzt willkommen!“

„Oh — möchte doch dies Wort zum Ohr der Mächtigen dringen! Möchten sie erkennen, daß nicht Ruhe die erste Bürgerpflicht ist, sondern Unruhe, seine Pflicht zu tun! Es geht, wie von heilsamen Wässern, eine wunderbare Kraft von Kolbergs Erde: Seitdem sie an meinen Schuhen klebte, fühle ich in mir einen Riesen erwacht — und dieser Riese ist unser ganzes Volk und ich ein Teil davon! Ach — wolltet ihr hohen Herrn doch diesen Titanen sehen — und nicht nur die langen Kerle von Potsdam!“

(Fortsetzung folgt.)

Lustige Rundschau

* **Hausmädchen.** „Minna, hören Sie nicht? Ich klingle Ihnen schon eine halbe Stunde.“ — Meint Minna: „Kaum! Höchstens zwanzig Minuten!“

*

* **Kann gut werden.** Der Chef zum neuen Chauffeur: „Können Sie einen Wagen fahren?“ — „Fahren auch etwas. Aber in erster Hilfe bei Unglücksfällen bin ich vollkommen ausgebildet.“

Der Fluch der Margaret Patterson.

Skizze von Georg Wagener.

Auf dem Tennisplatz des vizeköniglichen Gartens in Simla lernten sie sich kennen. Ihre dunklen Augen unter den schweren, schwarzen Wimpern brannten dem kühlen, blonden Engländer ins Gesicht und nahmen sein Herz gefangen.

Kaum einen Monat lang flogen allabendlich die weißen Bälle zwischen ihnen hin und her, da unterbrach Allan Gauntlett einst unvermittelt das einsame Spiel und trat an das Netz: „Miß Margaret, ich liebe Sie!“ Ihr leises Lachen klang wie verhaltener Triumph, und sie ließ ihm ihre Hand. Er küßte sie im Schutz einer blühenden Magnolie. Ihre Lippen brannten heiß und begehrend und raubten ihm die gewohnte Beherrschung: „Margaret, ich liebe dich! Meinen Namen, mein Vermögen und mich selbst lege ich dir zu Füßen.“

Der Traum währte vier Wochen. Da erwachte Allan Gauntlett und erschrak vor der Leidenschaft des Mädchens. Eines Tages fand Margaret ihn nicht mehr auf dem Tennisplatz. Doch ein Inder überreichte ihr einen Brief: „Von Sahib Gauntlett.“ Sie riß den Umschlag mit bebenden Fingern auf: „Miß Patterson. Ich glaubte, Sie zu lieben, doch ich fürchte heute Ihre Liebe und fliehe vor ihr nach England. Entbinden Sie mich von meinem Wort. Fordern Sie jede Entschädigung für das gebrochene Versprechen und vergessen Sie mich dann.“

Da haßte sie ihn. Mit allen Fasern ihres heißen Herzens hatte sie an dem sonst so beherrschten Mann gehangen. Nun schleuderte er sie von sich wie ein giftiges Tier und bot ihr Geld für ihre Liebe, beleidigte sie tödlich. Entschädigung? Nur die Rache konnte sie entschädigen. Doch wie sollte sie sich an dem Entflohenen rächen?

Sie brütete über dem Geschehenen, und plötzlich weckte die geheimnisvolle Schwüle der indischen Nacht und das Raunen des Windes, der von den Bergen herniederstrich, in ihr die Erinnerung an Tage der Kindheit, da die eingeborene Dienerin, die Amme ihrer Mutter, vom Fluch des Balaram Singh gesprochen hatte. Wieder stand vor ihren Augen das lebhafte Bild, das ihre lebhafte, kindliche Phantasie, das Erbteil der indischen Ahne, beschäftigt hatte: Der Weiße, der unter dem Fluch des Inders im fernen Europa langsam dem Tode entgegen siechte. „Balaram Singh muß mein Rächer sein!“

Am Morgen fragte sie die ihr blind ergebene Dienerin: „Mobila, erinnerst du dich noch dessen, was du mir vor sechs, sieben Jahren von Balaram Singh erzähltest?“ — „Ja, Memsahib, doch laß die böse alte Geschichte, die ich dir einst nur aus Unvernunft berichtete.“ — „Nein, ich will, daß du mich zu Balaram Singh führst!“ — „Memsahib, ich weiß nicht, wo er lebt. Jahre sind vergangen, seit er dem Weißen fluchte, und er ist weiter gewandert.“ — „Lüge nicht, Mobila! Ich will ihn sehen!“ Die Inderin beugte sich vor dem hartnäckigen Befehl . . .

Margaret Patterson stand im dämmerdunklen Raum des alten Hauses in der Eingeborenenstadt vor Balaram Singh. „Was willst du von mir, Memsahib?“ fragte der hagere Greis mit den tiefliegenden Augen unter den buschigen, weißen Brauen. „Rache an einem Engländer!“ — „An einem Engländer? Du, die Weiße?“ Er betrachtete das Mädchen scharf: „Ich verstehe dich jetzt, denn ich sehe, daß indisches Blut in dir fließt und nach Rache schreit. Ich hasse die Engländer. Du willst seinen Tod?“ Sie erschrak vor dem harten Wort. Dann sagte sie: „Ja!“

Balaram Singh griff ruhig in einen Korb an seiner Seite und entnahm ihm zwei Kerzen. Er zündete sie an, und ein schwerduftender Nebel floß aus den Flammen. „Nenne mir seinen Namen und denke an ihn, nur an ihn.“ — „Allan Gauntlett aus Somersetshire.“ Der Nebel wob und braute, füllte den dunklen Raum und verhüllte den Inder. Margaret Patterson dachte an ihn, der sie verlassen hatte, und ihr Herz schrie nach seinem Tod.

Nach Minuten erwachte sie aus dem Dämmer, in den sie der düstere Zauber gehüllt, und sie sah die Kerzen verlöschen. Sie hörte die leise Stimme des Inders wie aus weiter Ferne: „Er wird in sechs Monaten sterben, und seine Krankheit wird niemand erkennen.“ Da faßte sie eine wilde, heiße Freude der Genugtuung: „Ich danke dir, Balaram Singh. Was schulde ich dir?“ — „Nichts, denn er ist ein Engländer, und ich hasse sie alle.“ — —

Vier Monate vergingen. Da traf ein Brief aus England ein. Margaret wollte ihn uneröffnet vernichten. Doch der Umschlag brannte in ihrer Hand, und sie riß ihn auf: „Margaret, ich habe schwer an dir gesündigt. Verzeih mir. Ich glaubte, dich fliehen zu müssen, und kann dich doch nicht vergessen. Ich liebe dich, und die Sehnsucht nach dir macht mich krank. Schreibe mir, nein, laß mich durch ein Telegramm wissen, ob ich auf deine Liebe noch hoffen darf!“ — „Verzeihen? Nein! Er hat mich tödlich beleidigt, und ich hasse ihn.“ Sie zerriß den Brief und verbrannte die Fetzen im Aschenbecher.

Doch die Nachricht ließ ihr keine Ruhe: „Er ist krank. Meine Rache schreitet vorwärts. Er wird sterben. Sterben? Und doch liebte ich ihn einst. Ja, ich liebe ihn noch heute. Nein, nein, ich will ihn nicht lieben, ich will ihn weiter hassen, nach dem, was er mir antat.“ Sie weinte vor Haß und vor Liebe. Und der Haß siegte.

Da brachte das Kabel den zweiten Notruf aus England: „Margaret, warum antwortest du nicht? Ich bin krank, und ich brauche dich!“ Sie las seine Not aus den wenigen Worten und wollte sich über ihre Rache freuen. Doch sie konnte sich nicht mehr freuen, denn sie fühlte, daß die Liebe stärker war als der Haß, den die Zeit gemildert hatte. Und sie entsetzte sich: „Er ist krank, und ich bin daran schuld. Fünf Monate sind vergangen. Er darf nicht sterben. Denn ich liebe ihn so heiß wie damals, als wir glücklich waren.“

Sie rief mit zitternder Stimme nach der Dienerin: „Mobila, du mußt mich wieder zu Balaram Singh führen.“ Sie hasteten in die Eingeborenenstadt und pochten an die Tür des alten Hauses. Niemand öffnete ihnen. Eine Hindufrau trat auf sie zu: „Du klopfst umsonst, Memsahib. Balaram Singh ist geflohen, denn die Engländer wollten ihn fangen. Niemand weiß, wo er ist.“ — Da weinte Margaret aus verzweifelter Herzensnot. Dann wollte sie wieder hoffen: „Balaram Singh ist nur ein Gaukler, und Allan Gauntletts Krankheit ein Zufall.“

Ein Telegramm floh nach England: „Ich verzeihe dir und warte auf dein Kommen.“ Tage vergingen in quälender Ungewißheit. Margaret Patterson fühlte, daß sie ohne Allan Gauntlett nicht mehr leben konnte.

Endlich kam die Antwort: „Ich danke dir, Margaret, und bitte dich um ein Opfer. Komm nach England, komm sofort, denn ich bin zu krank, um zu dir zu reisen.“ Das Entsetzen würgte sie: „Er stirbt, und ich trage die Schuld!“ — „Ich komme, Allan, ich komme“, schrieb sie mit fliegender Feder auf das Telegrammformular, „und du wirst genesen.“ Doch sie glaubte ihren eigenen Worten kaum noch.

Der Dampfer furchte seinen Weg durch das Arabische Meer, und sechs Monate waren seit Balaram Singhs Fluch verflossen. Die Stunden wurden Margaret zu quälender Ewigkeit, und mit fieberkranken Augen irrte sie ruhelos auf dem Deck umher: „Ich werde noch wahnsinnig vor Angst!“ — Die Nächte wurden ihr in der Kabine zur Höllenqual, und besorgt pochte der Schiffsarzt an ihre Tür: „Miß Patterson, Sie sind krank.“ — „Nein, nein!“ schrie sie und brach weinend vor dem Arzt in die Knie. Sie wollte einem Menschen ihre Not anvertrauen, beichten, verdammt werden, Trost empfangen und konnte doch nicht sprechen. Der Arzt legte sie auf das Bett. Er gab der Kranken ein Schlafmittel und wachte eine Stunde neben der unruhig Schlummernden.

Als Margaret am Morgen aus bleiernem Schlaf erwachte, brachte ihr die Stewardeß eine Funkmeldung aus England. Eine eiskalte Faust umklammerte Margarets Herz, und sie las die wenigen Worte mit übernatürlicher Ruhe. Alles Blut war aus ihrem Gesicht gewichen, als sie aufstand und an ihren Koffer trat. Sie griff nach der kleinen schwarzen Pistole und entsicherte sie. Dann setzte sie sich auf den Bettrand: „Sein letztes Wort war „Margaret“, und ich bin seine Mörderin!“

Das harte Wort erstickte im scharfen Aufpeitschen der Pistole.

Die Regulierung des Mississippi.

Von Theodor Lindenstaedt.

Die häufigen und zerstörenden Überschwemmungen, von denen auch deutsche Gebietsteile Jahr für Jahr betroffen werden, sind ein Kinderspiel im Vergleich mit einer Katastrophe, wie sie im letzten Jahre das Gebiet des „Vaters der Ströme“, das Mississippital, heimsuchte. Auch hier hat man Jahr für Jahr gegen die drohende Wassersnot zu kämpfen; Überschwemmungen wie die des Jahres 1927 gehören aber glücklicherweise doch zu den Seltenheiten. Der durch sie hervorgerufene Verlust an Leben und Gütern hat nun zur Notwendigkeit geführt, einer Wiederholung derartiger Katastrophen in Zukunft vorzubeugen. Es ist ein großartiges Regulierungswerk geplant, für das der Kongreß in Washington kürzlich die ersten Mittel bewilligte.

Im Gegensatz zu europäischen Hochwasserkatastrophen, die nicht selten eine Folge menschlicher Eingriffe in den natürlichen Lauf der Ströme sind, handelt es sich bei den Überschwemmungen des Mississippi allein um das ver-

heerende Walten entfesselter Naturkräfte. Lange, bevor die ersten Weißen im Mississippitale erschienen, traten diese Überschwemmungen auf. Aus dem Jahre 1543 wird von einer ungeheuren Flut berichtet, bei der auf eine Entfernung von dreißig Kilometern nur die Gipfel der höchsten Bäume aus dem Wasser ragten. Die größte Flut soll nach der Überlieferung die vom Jahre 1875 gewesen sein, wenig nach stand ihr die von 1844, die wieder nur um einen halben Meter hinter der des letzten Jahres zurückblieb.

Die Erklärung für die regelmäßig wiederkehrenden Katastrophen dürfte darin zu suchen sein, daß das ganze Mississippital im geologischen Sinne ein Gebilde verhältnismäßig jüngerer Zeit ist. Es steigt langsam und allmählich aus dem Grunde der See empor, die Hebung beträgt in einem Jahrhundert etwa zwei bis drei Zentimeter. Nach der überwiegenden Meinung der Geologen wird diese Erscheinung darauf zurückgeführt, daß in der Eiszeit die Gegend der Großen Seen unter einer schweren Eismasse begraben lag, deren Gewicht das Land niederdrückte, das sich erst jetzt nach und nach wieder erhebt. Das untere Flußtal ist daher nicht ein regelrechtes Delta, das von dem durch den Strom abgelagerten Schlamm gebildet wird, sondern eine Ebene, die von gewaltigen Naturkräften vor der ehemaligen Flußmündung in die Höhe gehoben wird. Daher sieht man heute achthundert Kilometer landeinwärts Sanddünen, die einst an der Küste des Golfs von Mexiko lagen. Quer durch dieses flache Tal hat der „Vater der Ströme" sich seinen Weg zum Ozean bahnen müssen. Dabei wurde ein großer Teil des aufgewühlten Schlammes nicht bis in die See geführt, sondern gelegentlich der zahlreichen Überschwemmungen nahe den Ufern abgelagert. Auf diese Weise ist die Talmitte, wo der Fluß sein Wasser zur See führt, heute höher gelegen als die weiter entfernt liegenden Seiten. Die Folge ist, daß Hunderttausende von Häusern mit anderthalb Millionen Bewohnern drei bis zehn Meter tiefer liegen als der Wasserspiegel bei Hochwasser. Vom Stromufer fällt das Gelände am fünf bis sieben Meter auf eine Entfernung von sechs bis zehn Kilometern langsam ab. Noch weiter landeinwärts trifft man zahlreiche kleinere Flüsse und Wasserläufe, deren Wasserspiegel tiefer als der Hauptstrom liegt und die mehr oder weniger mit ihm parallel verlaufen.

Als erstes Abwehrmittel gegen die ständigen Überschwemmungen errichtete man Deiche, wobei anfangs jeder nur darauf bedacht war, ohne Rücksicht auf die Nachbarn sein eigenes Land zu sichern. Allmählich wurden die Deiche größer, man schob sie in zweckmäßiger Weise aneinander, und heute bilden sie ein riesiges, zusammenhängendes System von Dämmen, die den Strom auf beiden Seiten begleiten. Man schätzt, daß für diese Arbeiten bisher mehr als eine Milliarde Mark aufgewandt worden ist.

Die Hochflut vom Jahre 1927 bewies, daß diese Schutzmaßnahmen trotz ihres Umfanges durchaus unzulänglich sind. Man hat daher vorgeschlagen, das zu gewöhnlichen Zeiten verschlammte Flußbett auszubaggern, um dem Wasser so einen leichteren Abfluß zu schaffen. Genauere Untersuchungen haben jedoch ergeben, daß dies eine ganz unnötige Arbeit sein würde. Je höher das Wasser steigt, um so größere Mengen Schlamm, Geröll und dergleichen vermag es mit sich zu führen, und um so tiefer wühlt es sich seinen Weg durch den weichen Untergrund bis auf den harten Felsboden. So wurde z. B. festgestellt, daß der Missouri an einer bestimmten Stelle bei Kansas City in der Regel sieben Meter tief ist. Erreicht der Pegelstand bei Hochwasser 14 Meter über Normal, so wäscht das Wasser im Flußbett aus dem Schlamm eine gleichfalls 14 Meter tiefe Rinne aus, so daß dann die Wassertiefe rund 35 Meter beträgt.

Statt der Ausbaggerung plant man nun die Anlage eines umfangreichen Systems von Talsperren, künstlichen Wasserdurchläßen und Abflußgräben, um im Bedarfsfalle die Fluten dort ablaufen lassen zu können, wo dies ohne Schaden geschehen kann. 1927 mußten unterhalb Neworleans' große Deichsprengungen vorgenommen werden, um den Wasserspiegel des Stromes zu senken und so die Stadt vor einer vernichtenden Überschwemmung zu retten. Dies war natürlich nur ein Notbehelf, bei dem Tausende von Quadratkilometern wertvollen Landes geopfert werden mußten. Die Maßnahme wäre zu vermeiden gewesen, wenn man rechtzeitig an geeigneten Stellen Vorsorge getroffen hätte, bei einem gewissen Wasserstand die überschüssigen Mengen durch Wehre, Schleusen und Durchlässe ablaufen zu lassen. Damit das Wasser jedoch abfließen kann, müssen Kanäle angelegt werden, durch die es seinen Weg zur See oder zu einer weiter flußabwärts gelegenen Stelle des Stromes nehmen kann.

Die natürliche Beschaffenheit des Mississippitales ist für ein derartiges Projekt sehr geeignet. Die seitlichen Niederungen bilden natürliche Wasserläufe. Unter Benutzung der schon vorhandenen Flüsse, bei Anlage von gelegentlichen Verbindungskanälen und Errichtung von Dämmen an passenden Stellen läßt sich ein neuer Wasserlauf parallel zum heutigen Mississippi anlegen, der die überschießenden Wasser des letzteren aufzunehmen vermag. Selbstverständlich wird die Ausführung dieses Regulierungswerkes Jahre in Anspruch nehmen und auch dann wohl das Problem noch nicht restlos lösen. Das Gebiet des Mississippi ist so groß, daß außergewöhnlich starke Regenfälle in nur einem Fünftel desselben schon zu einer Überschwemmung führen müssen. Man hat an die Errichtung großer Stauseen gedacht, um die auf andere Weise nicht zu bewältigenden Wassermassen aufzufangen, doch dürfte sich dies wegen der in Frage kommenden ungeheuren Mengen als unmöglich herausstellen. Fällt in Minnesota, den beiden Dakotas und Jowa nur fünf Zentimeter Regen mehr als gewöhnlich, so würde zur Aufnahme der dem Strom auf diese Weise mehr zugeführten Wassermenge ein drei Meter tiefer Stausee von der Größe des Staates Connecticut erforderlich sein. So etwas ist natürlich einfach unmöglich, also muß man auf andere Abhilfe bedacht sein. Man denkt an sogenannte „Notbezirke", in denen es keinerlei feste Gebäude mit bodensässiger Bevölkerung geben soll. In Jahren gewöhnlichen Wasserstandes können diese Bezirke landwirtschaftlich genutzt und bei Hochwasser ohne allzu großen Schaden überflutet werden. Daneben sind an den Punkten, wo die größeren Nebenflüsse in den Mississippi münden, besondere Staudämme vorgesehen, derart, daß das in den Winkeln zwischen den Flüssen liegende Gebiet unter Wasser gesetzt werden kann.

Trotz des gewaltigen Umfanges dieser Anlagen ist mit der Möglichkeit zu rechnen, daß sie bei ungewöhnlich starkem Hochwasser nicht ausreichen. Man muß also noch weitere Vorsorge treffen und das Übel möglichst an der Wurzel bekämpfen. Am Oberlauf der zahlreichen Nebenflüsse sollen Talsperren angelegt werden, die einmal in Stauseen das Wasser auffangen und den Ablauf regeln, daneben aber auch elektrischen Strom liefern. Bei der Unzahl der in Frage kommenden Flüsse ist dies ein Riesenunternehmen, denn Hunderte von Staudämmen werden errichtet werden müssen, ein Werk, das nur im Laufe langer Jahre sich durchführen lassen und Riesensummen verschlingen wird. Aber es scheint die einzige Möglichkeit zu sein, der Wiederholung von Katastrophen, wie wir sie im vergangenen Jahre erlebt haben, vorzubeugen. Daneben verbindet sich damit der Vorteil, daß die heute so vernichtend wirkenden Kräfte des Mississippi in Gestalt elektrischer Energie dem Menschen nutzbar gemacht werden.



Bunte Chronik



Wie Schubert Schulden bezahlte.

Schubert kaufte sich einen Flügel. Und natürlich blieb er ihn schuldig. Der Klavierbauer hatte ihn schon einige Male gemahnt. Als er wieder einmal bei ihm saß und sein Geld verlangte, erklärte ihm Schubert: „Wissen's was, Geld hab' i koans. Aber ich werde Ihnen meine Schuld abspielen."

*

*** Selbstmord wegen eines Loches im Strumpf.** Auch die vollkommenste Hausfrau wird ihrem Mann einmal Veranlassung zur Unzufriedenheit geben, weil sie die eine oder andere ihrer häuslichen Obliegenheiten vernachlässigt hat. Wenn sie vernünftig ist, wird sie den Vorwurf schweigend hinnehmen und für Abhilfe sorgen. Besitzt sie dagegen keinen Takt und Verstand, so fühlt sie sich gekränkt und macht ihrem Mann eine häusliche Szene. Anders in Japan. Kein schwererer Vorwurf kann dort die Frau treffen, als der, auch nur eine Kleinigkeit in ihrem Haushalt vernachlässigt zu haben. Kürzlich machte ein junger Tokioter seiner Frau Vorhaltungen, weil sie ihm einen Strumpf gegeben hatte, in dem er ein kleines Loch fand. Die junge Hausfrau nahm sich die Rüge schwer zu Herzen. Sie hatte ihre Pflicht versäumt und mußte dafür die Verantwortung tragen, so gut wie ein japanischer Kapitän, der sein Schiff verliert, oder ein General, der sich besiegen läßt. Sie bat ihren Gatten durch einige Zeilen um Vergebung ihrer Schuld und beging — Selbstmord. Die Tokioter Zeitungen finden dies aus dem typisch japanischen Verantwortungsgefühl heraus verständlich.

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.